

**Antrittsvorlesung Prof.Dr. Achim v.Oppen (Geschichte Afrikas)
am 4.6.2008**

Vielen Dank an den Herrn Dekan !

Sehr geehrte/r

- Herr Präsident !
- Herr Vizepräsident !
- Frau Prodekanin
- Herr Dekan der gastgebenden Fakultät

Sehr geehrte, liebe Damen und Herren Kollegen und Mitarbeiter/innen

- in der kulturwissenschaftlichen Fakultät !
- hier ganz besonders: lieber Herr Amtsvorgänger, Prof. Dierk Lange
- und in den benachbarten Fakultäten und Einrichtungen dieser Universität !

Nicht zuletzt:

Sehr geehrte, liebe Gäste !

Erst recht nicht zuletzt:

Liebe Studierende, sowohl der Geschichte als auch der Afrikastudien !
Denn Sie sind die eigentlichen Adressaten meiner Vorlesungen, die Sie mit so viel Geduld verfolgen (auch dann, wenn es technische Pannen gibt ...)

And some of you have even the patience to follow it in a language which you do not yet fully understand:

welcome dear BIGSAS students !

Let me therefore just add a word in English, to all students. Prof. Kurt Beck introduced his lecture last week by alerting you that you are attending a ritual, a "ritual of association". Let me add as a historian that you are at the same time also attending a historical event, or perhaps: the enactment of a historical event: my taking up of this professorship. Traditionally, this should also be an occasion to develop ideas about my future work here. So, as witnesses, please listen attentively so that you can follow in future how much of these ideas will eventually become reality !

Ich will aber nicht anfangen, ohne denen zu danken, ohne die diese Veranstaltung gar nicht hätte stattfinden können:

- Frau Gertrud Ziegler, vielen schon seit Jahren vertraut, die nun aber in neuer Position zu neuer Hochform aufgelaufen ist, und die mir auch bei der Vorbereitung dieser Veranstaltungsreihe als ganze sehr geholfen hat;
- einer Gruppe fleißiger studentischer Hilfskräfte: Christiane Förster, Stefanie Meilahn, Carsten Mildner und Thorsten Parchent;
- und gar nicht zuletzt meiner Frau Christine Wedhorn, die heute leider nicht dabei sein kann, die mir aber ebenfalls viel Unterstützung gegeben hat.

Zur eigentlichen Vorlesung:

Provinzgeschichten.

Über dezentrierende Potentiale einer Historiographie Afrikas in der Welt

*[grau unterlegte Passagen verweisen auf die dazugehörigen Bildfolien;
Passagen in eckigen Klammern wurden beim mündlichen Vortrag ausgelassen]*

Im Vorfeld waren die Reaktionen auf meinen Vorlesungstitel etwas verhalten. Während ein Kollege vieldeutig meinte, es gebe „schon genug Provinz“, fand mein 17-jähriger Neffe, immerhin schon fast auf dem Weg zur Universität, die Aneinanderreihung sperriger Fremdworte einfach „uncool“. Durch kontinuierliches Vorlesunghalten langsam geläutert, würde mir inzwischen vielleicht eine noch etwas eingängigere Formulierung meiner Anliegen einfallen. Aber von der „Provinz“ möchte ich nicht lassen, und so fange ich damit an. [Sie werden sich dann hoffentlich davon überzeugen lassen, daß ich sich diesem Begriff und auch bei den folgenden etwas Nachvollziehbares gedacht habe.]

Provinz

Niemand läßt sich gern als provinziell [oder, wie Goethe es schon nannte, als „Provinzler“] bezeichnen [(nach Grimm's Wörterbuch)]. Im wertenden Sinne ist die Provinz, laut Duden, „die Gegend, in der (mit großstädtischem Maßstab gemessen) in kultureller, gesellschaftlicher Hinsicht, für das Vergnügungsleben o.ä. nur sehr wenig oder nichts geboten wird“. Solche Begrenztheit des Horizonts erstreckt sich eindeutig auch auf Vergnügungen geistiger, zumal wissenschaftlicher Art. Auch die meisten Historiker lassen sich nicht gern nachsagen, sie erzählten nur „Provinzgeschichten“ – außer vielleicht die, deren Spezialgebiet das ist. Meyers Großem Konversationslexikon von 1905 zufolge ist die „Provinzialgeschichte“ (damals noch neben dem Begriff „Landesgeschichte“ verwendet) „derjenige Zweig der Geschichtsforschung, der sich „mit bestimmten kleinern Gebieten und nicht mit der Gesamtheit der deutschen Lande wissenschaftlich beschäftigt.“ Möglicherweise muß ich mich auch hier von unserem verehrten Kollegen Weiß eines Anderen belehren lassen, aber ich würde vermuten, daß sich mit dieser Ausnahme im Zeitalter beschleunigter Globalisierung (in Rede und Realität) jedenfalls kaum ein Wissensgebiet gern provinzielle Beschränktheit nachsagen läßt – ebensowenig wie ein ganzer „Landesteil“. Wir müssen dabei keineswegs an Bayreuth denken, sondern z.B. auch an Berlin. Hier konnte kürzlich immerhin fast ein Viertel der Wahlberechtigten für ein Volksbegehren gegen die Schließung des „guten alten

Hauptstadtflughafens“ Tempelhof mobilisiert werden – mit dem Argument, daß sonst die „Provinzialisierung Berlins“ drohe. Seit diesem Volksbegehren glaube ich tatsächlich, daß Berlin so etwas droht.

Jedenfalls reagiere auch ich etwas empfindlich auf die Reaktionen, die ich ernte, wenn ich Nichteingeweihten mein spezielles Fach nenne: „Geschichte Afrikas“ löst teils Erstaunen aus („Daß es so ein Fach gibt !? Und ausgerechnet in Bayreuth !“), teils exotisierende Bewunderung („Wie aufregend ! Wie anders !“), und teils eine gehörige Portion Skepsis: „Wozu ist das eigentlich gut ? Ist doch wohl sehr speziell...“. Historisch mag diese öffentliche Haltung weniger mit dem alten Vorurteil vom „geschichtslosen Erdteil“, so Hegels klassische Formulierung des 19. Jahrhunderts, als vielmehr mit dem frühen Ende der deutschen Kolonialherrschaft zusammenhängen. Sie ließ die Aufarbeitung afrikanischer Vergangenheit mit ihren oft leidvollen Verflechtungen mit Europa lange Zeit weniger vordringlich erscheinen, zumal in der eigenen Geschichte genügend Stoff aufzuarbeiten. Die Folge ist, daß anders als in Großbritannien, Frankreich oder auch den USA für die Geschichte Afrikas an deutschen Universitäten heute nur ganze fünf Professuren ausgewiesen sind. Noch dazu sind diese alle nördlich der Mittelgebirge angesiedelt, wen man von drei weiteren Positionen an den deutschsprachigen Universitäten Basel, Zürich und Wien absieht. Bayreuth hat also mit der Geschichte Afrikas, ebenso wie mit den Afrikastudien insgesamt, für Bayern und darüber hinaus für ganz Süddeutschland ein besonderes markantes „Alleinstellungsmerkmal“, wie es im Jargon der Bildungsplaner so schön heißt. Kann „Alleinstellung“ aber auch Provinzialität bedeuten ?

Entprovinzialisierung

Mein erster Reflex auf diese Situation ist es jedenfalls, umso entschiedener einem „provinziellen“ Verständnis der Geschichte Afrikas entgegenzutreten. Afrika war und ist nicht prinzipiell „anders“, sondern ein bedeutender Teil der Weltgeschichte. Das begründet sich nicht nur geographisch, durch seine unmittelbare Nachbarschaft zu Europa und auch zum gemeinsamen Nachbarn Süd-/Westasien, mit dem es durch weit zurückreichende Beziehungen verbunden ist. Es ist unter anderem das Verdienst meines Herrn Vorgängers, unermüdlich darauf hingewiesen zu haben, daß Afrika schon seit sehr langer Zeit sowohl Empfänger als auch Geber transkontinentaler Impulse verschiedenster Art gewesen ist. Mehr oder vielleicht anders noch in der

Neuzeit, und zumal im 19. und 20. Jahrhundert – meinem eigenen Arbeitsschwerpunkt – war Afrika ein integraler Teil weltgeschichtlicher und globalisierender Prozesse. Der Sklavenhandel und seine Anstöße für die Menschenrechtsbewegung, Kolonialismus und Befreiungsbewegungen, **Welthandel** mit Rohstoffen oder auch mit „afrikanischer“ Kultur – das sind nur einige wenige Facetten wahrhaft globaler Geschichte, an der Afrika entgegen manchem Anschein großen Anteil hatte. Daraus ergibt sich die Forderung nach einer Geschichte Afrikas als einer Geschichte wechselseitiger, zunehmend weltweiter Verflechtungen. Zugleich sind vergleichende Untersuchungen gesellschaftlichen Wandels innerhalb Afrikas und darüber hinaus notwendig. Alltagserfahrung und religiöser Aufbruch, sozioökonomische Ungleichheit und Einheitsstaat, Erinnerung und Konflikt, Traditionalismus und Suche nach Modernität haben die neuere Geschichte Afrikas wie überall sonst auf der Welt geprägt. [Die genannten Begriffspaare verweisen nur scheinbar auf Gegensätzliches; sie waren in Wirklichkeit hier wie dort eng miteinander verknüpft und können daher nicht isoliert voneinander betrachtet werden.]

Ein solches nichtprovinzielles Verständnis der Geschichte der Weltregionen erinnert nicht zufällig an das, was wir am Zentrum Moderner Orient in Berlin entwickelt haben. Dieses Anliegen möchte ich auch hier in Bayreuth auch auf institutioneller Ebene verfolgen. Die „**Professur für Geschichte mit dem Schwerpunkt Geschichte Afrikas**“ soll nicht nur solides, gegenwartsrelevantes Wissen über diesen Kontinent produzieren. Sie hat auch eine markante Rolle in der Verflechtung mit den benachbarten Fächern zu spielen, zwischen denen sie gerade in Bayreuth angesiedelt ist. Das ist zum einen die „allgemeine“ (vor allem europaorientierte) **Geschichtswissenschaft**, der diese Professur zugeordnet ist. Ihre Daten und Debatten, Begriffe und Methoden liefern auch der Geschichte Afrikas wesentliche Referenzpunkte. Zugleich bietet die Einbeziehung Afrikas, wie schon der angelsächsischen Welt durch die Kollegen Bosbach und Brockmann, und des pazifischen Raums, durch den Kollegen Hiery, die Chance, weitere Horizonte vergleichender und „globalgeschichtlicher“ Art zu eröffnen. Ich verstehe die Anwesenheit meiner Fachkollegen, über die ich mich sehr freue, nicht etwa nur als rituelle Praxis („Angliederungsritual“), sondern als Bekräftigung unserer Absicht, unseren interregionalen und transtemporalen Dialog weiterzuentwickeln.

Zum anderen ist die Geschichte Afrikas ein wichtiges Teilfach der Afrikastudien, von den sozial- und kulturwissenschaftlichen **Bachelor-Studiengängen** bis hin zur exzellenten Doktorandenschule **BIGSAS**. Ich freue

mich, daß auch von dieser Seite eine ganze Reihe von Kolleginnen und Kollegen anwesend sind. Denn hier zieht die Geschichte Afrikas am gemeinsamen Strang einer Stärkung der Verankerung dieses Kontinents und der Überwindung langlebiger Stereotype über ihn in der deutschen Öffentlichkeit und Forschung. Zugleich bemüht sie sich, eine größere historische Tiefenschärfe in die anderen, eher gegenwartsbezogenen Afrika-Fächer hineinzutragen. [So zeigen etwa viele Bemühungen um geplante „Entwicklung“, um „Governance“ oder soziokulturellen Wandel in den letzten Jahrzehnten eine bemerkenswerte Vergeßlichkeit, was historische Präzedenzerfahrungen in und mit Afrika betrifft. Solche Erinnerung könnte einer immer noch verbreiteten Naivität im Glauben an die Schnelligkeit und Geradlinigkeit von Transformationsprozessen entgegenwirken, die so auch für Europa oft nicht zutraf. Ein unhistorischer Entwicklungsoptimismus schlägt dann nur allzu leicht in sein Gegenstück um, den berüchtigten „Afropessimismus“.]

Sie sehen, es sind eine gewisse **Mobilität und Steuerkunst** erforderlich, mich zwischen meinen beiden fachlichen Provinzen zu verorten.

[Erlauben Sie mir noch eine kurze Abschweifung in den Bereich der Afrikawissenschaften als solcher, die hier an Bayreuth vom **IAS** vertreten werden. Deren Konzentration in Bayreuth ist zweifellos eine Stärke, die hoffentlich auch noch weitere zentrale Funktionen und Förderungsmittel anziehen wird. Aus meiner Sicht wäre es allerdings wichtig, dabei einen anderen Provinzialismus zu vermeiden. „Was soll das kleine Bayreuth mit dem großen Afrika?“ fragten Skeptiker in den 1970er Jahren, der Erinnerung des Herrn Präsidenten dieser Universität zufolge. Die Entwicklung gab den Skeptikern unrecht: Bayreuth ist u.a. durch Afrika zweifellos „größer“ geworden. Genauso wichtig aber wäre es meiner Meinung nach, wenn auch gewissermaßen Bayreuth in Afrika noch größer würde: vor allem durch engere Kooperation mit anderen Area Studies, auch außerhalb Bayreuths.]

So ungefähr würde also mein Programm einer „nichtprovinziellen“ Geschichte Afrikas im allgemeinen und in Bayreuth im Speziellen aussehen. [Dieses Anliegen ist übrigens auch für die deutsche oder etwa die US-amerikanische Historiographie seit einigen Jahren sehr aktuell.] In den USA wurde dafür sogar explizit die Parole eines „*deprovincialising American history*“ ausgegeben. [In der kleineren, traditionell noch stärker auf nationale Sinnstiftung konzentrierten Geschichtswissenschaft in Deutschland blieb dieser Begriff offenbar doch zu heikel.] Auch in Deutschland ist heute die ganze Palette einer „neuen Globalgeschichte“ einer aller Munde, von „vergleichender“ und

„transnationaler“ Geschichte bis hin zur „Transfer-“ und „Verflechtungs-, und Globalisierungsgeschichte“.

Provinzialisierung

In den letzten Jahren mehren sich freilich auch kritische Stimmen, die vor einem übertriebenen Enthusiasmus von Bewegung, Grenzüberschreitung und „Globalisierung“ warnen. Diese Stimmen stammen oft gerade von jenen, die selbst – wie auch ich –ausgesprochen interessiert an grenzüberschreitenden Historiographie sind. So hat z.B. der Afrikahistoriker Frederick Cooper (1999) gefordert, die konkreten Bedingungen und Begrenztheiten „globaler“ Verflechtung herauszuarbeiten: die Hindernisse oder auch Gewaltsamkeit von Mobilität; die Ausgrenzungseffekte und Gegenbewegungen weltweiter Integration, die Unterschiedlichkeit der Machtpositionen und Reichweiten des „Globalen“. Der Asienhistoriker Wolfgang Schwentker hat (2005) die Frage aufgeworfen, „ob die Globalgeschichte theoretisch nicht eine neue Variante der [eurozentrischen – AvO] Modernisierungstheorie durch die Hintertür der Geschichtswissenschaft“ wieder einführen könnte. [Die Europahistoriker Werner und Zimmermann schließlich forderten (2002), in vergleichende Untersuchungen auch die unterschiedlichen Erfahrungen und Wahrnehmungen (Konzepte, Imaginationen) der Untersuchungseinheiten selbst einzubeziehen, und zu untersuchen, wie diese wechselseitig transferiert wurden und sich beeinflussten. Durch einen solche „gekreuzte Geschichte“ (*histoire croisée*), so wäre zu hoffen, könnte man einem allzu starren Korsett vordefinierter Untersuchungskategorien beikommen. Der „gekreuzte Blick“ wäre also daher besonders dringlich bei Untersuchungen zur Geschichte von Einheiten, deren Identitätsbestimmung und deren Einbindung in globale Prozesse – wie im Falle Afrikas – als besonders machtgeladen und zugleich besonders prekär erfahren wurde.]

Wenn die Globalität Afrikas einseitig überbetont wird und wenn Transformationen Afrikas nur als Resultate oder allenfalls Varianten universaler Tendenzen und weltweiter Verflechtungen angesehen werden, gehen solche besonderen, „provinziellen“ Erfahrungen leicht verloren. Aus ihnen kann aber nicht nur Afrika sondern auch Europa lernen, denn sie werfen ein kritisches Licht auf die „großen“ historischer „Erzählungen“ (White, Feierman). Es geht um Vorstellungen linearen und einheitlichen Fortschritts, die der Westen seit der Aufklärung immer wieder hervorbringt, die ihn zum Schrittmacher dieses

Fortschritts stilisieren und dabei doch auch seiner eigenen Geschichte keineswegs gerecht werden. [Außerdem bildete sich diese Erfahrung in Afrika in der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, aber auch mit der Europas.] Praktisch ausgedrückt geht es darum, nicht allein den Austausch über die Geschichte Afrikas (als Teil globaler Geschichte) zu vertiefen – so wichtig das ist – , sondern auch zu einem Dialog mit der Geschichte Afrikas, bzw. zwischen den Weltregionen, zu gelangen, bei dem es um die Unterschiedlichkeit der Erfahrung mit Prozessen der Verflechtung und mit globalen Begriffen geht.

Damit will ich keineswegs durch die Hintertür zu einer ideographischen Geschichtsschreibung zurückkehren, die in der Gefahr steht, doch wieder nur das vermeintlich „Andere“, „Afrikanische“ hervorzugeben. Die Suche nach kultureller Essenz, nach wesenhafter Andersartigkeit gehört zu dem schweren Erbe europäischer Beschäftigung mit Afrika, das wir noch lange abzutragen haben werden. Die Verflechtung zwischen der Geschichte Afrikas, Europas und des Rests der Welt ist unhintergebar. Das gilt gerade auch im Hinblick auf unser Wissen: Was wir über Afrika wissen können, ist heute nicht mehr ohne den Rückgriff auf Wissensformen möglich, die einmal in Europa entstanden sind. Es ist aber möglich, daß sich Begriffe und Bilder aus ihrem historischen Herkunftszusammenhang (in diesem Fall: Europa) lösen, sozusagen „wandern“ (Greenblatt) und dann anders verwendet werden. Das entspricht dem, was im französischen Poststrukturalismus als „Dezentrierung des Subjekts“ (nach Lacan) bezeichnet worden ist. [Dies kann einen „dezentrierenden“ Effekt auf die Hegemonieansprüche haben, die sich eigentlich mit solchen Begriffen verbinden. Im Falle Afrikas etwa sind aus Begriffen und Konzepten wie Diktatur und Demokratie, Religion und Säkularität, Willkür und Gerechtigkeit, Ungleichheit und Solidarität, die aus der Tradition der europäischen Aufklärung stammen, immer wieder (und nicht nur für Europäer) Instrumente geworden, die Verwerfungen zu reflektieren und zu kritisieren, die sich im historischen Prozeß der Verflechtung zwischen Europa und Afrika (und der Welt) herausgebildet haben. Aus der Dezentrierung der Begriffe wird eine Dezentrierung des Blicks, weg von hegemonialen Sichtweisen.]

Genau in diese Richtung geht eine zunächst erstaunlich, sogar provozierend klingende Forderung des indischen Historiker Dipesh Chakrabarty (1993): Er forderte eine „**Provinzialisierung Europas**“. Damit war keine nachträgliche Uminterpretation der Geschichte gemeint, sozusagen als Revanche für die europäische Hegemonie. Chakrabarty geht es vielmehr um einen Perspektivwechsel. In seiner Perspektive sollten gewissermaßen alle Weltteile

als (begrenzte) „Provinzen“ angesehen werden, die aus ihrem spezifischen historischen Kontext und ihrer Position in der Welt heraus in unterschiedlicher Weise mit globalen Prozessen umgehen. Chakrabarty wollte damit die tatsächlichen weltweiten Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse keineswegs leugnen, sie vielmehr anders und schärfer profilieren, und zugleich ihre Widersprüche verdeutlichen.

Steckt im Begriff der „Provinz“ also doch mehr als nur Partikularismus, Beschränktheit und Immobilität ? Was kann uns eine reflektiertere Verwendung dieses Begriffs nützen ? Sollten wir also guten Gewissens auch Afrika als „Provinz“ betrachten ?

Nun ist auch „Provinz“ in der Tat ein zutiefst europäischer Begriff. Um zu klären, welche Potentiale in ihm stecken, müssen wir ihn im Sinne Chakrabarty's ersteinmal „provinzialisieren“, d.h. seine Herkunft und seine Wanderungen klären. Das erfordert ein paar Ausflüge in benachbarte Provinzen der Geschichtswissenschaft, in denen eigentlich andere, hier anwesende Kollegen viel kompetenter sind. Ich kann bei meinen Zaunklettereien nur auf ihren Großmut hoffen.

Herausforderungen der Geschichte Afrikas

Die Herausforderungen der Geschichte Afrikas an die europäische Erfahrung, bei denen uns eine reflektierte Lesart des Begriffs „Provinz“ weiterhelfen könnte, möchte ich in vier Aspekte einteilen. Jeden dieser Aspekte möchte ich durch Beispiele aus der Provinz Afrikas illustrieren, über die und in der ich am meisten geforscht habe. Ähnlichkeiten mit anderen, Ihnen vertrauteren Provinzgeschichten sind durchaus nicht unbeabsichtigt.

1. Die erste Herausforderung der Geschichte Afrikas ist – nicht mehr ganz überraschend nach meinen bisherigen Ausführungen – die **Infragestellung gewohnter Konzepte und Begriffe**. [Es gibt gerade in Deutschland große begriffsgeschichtliche Projekte (Koselleck, Historisch-Philosophisches Wörterbuch) – aber offenbar wurde Außereuropa dabei bisher kaum einbezogen.]

Unter den vielen Begriffsfeldern, die hier als Beispiele dienen könnten, liegen mir solche besonders nah, bei denen es um Grenzen und Grenzüberschreitung geht. [Ein Beispiel für Grenzüberschreitung wäre der Begriff der religiösen

Konversion. Er hat in Afrika in der Praxis viel von der Plötzlichkeit und Einmaligkeit verloren, die das in Europa dominante Modell der Bekehrung vom Saulus zum Paulus enthält. Allerdings hatte dieses Modell im religiösen Diskurs auch in der Geschichte Afrikas große Bedeutung.]

Ideen der Grenzziehung sind [dagegen] z.B. vorherrschend in europäischen Begriffen von „Territorialität“, mit deren Aneignung und Verwandlung in Afrika ich mich im Rahmen meiner Habilitationsforschung intensiv beschäftigt habe. Dazu gehört nun eben auch der Begriff der „Provinz“. Seine Bedeutungen zeigen freilich schon für die europäische Geschichte eine bemerkenswerte Wandelbarkeit. Während die Etymologie des Begriffs selbst im Dunkel ungesicherter Spekulationen bleibt, läßt sich seine Verwendung recht gut verfolgen (vgl. Bertrand 1989 – Dank an Herrn Behrwald !):

Im älteren republikanischen Rom war mit *provincia* jeglicher amtliche Auftrag gemeint, der im staatlichen Bereich einem *magistratus* (Staatsbeamten) übertragen wurde. *Provincia* war also zunächst so etwas wie ein Projekt und bezeichnete sowohl den Auftrag dazu als auch den Bereich, den es betraf. Auf heute übersetzt hätte als Herr Lange als Erstbesetzung seinerzeit hier in Bayreuth die *provincia* „Geschichte Afrikas“ übernommen. Im martialischen Kontext Roms war der Auftrag aber oft ein militärisches Kommando, insbesondere in den Eroberungskriegen an den wachsenden Rändern des Reiches. So kam es dazu, daß im Laufe der Zeit (etwa ab dem 2. Jahrhundert v.Chr.) *provincia* zur Bezeichnung eines festen, etablierten Territoriums wurde, nämlich eines „im Kriege eroberten Landes außerhalb Italiens, das von Rom aus durch Statthalter verwaltet wurde“ (Menge 1973: 615). [Deren erste war übrigens (241 v.Chr.) die *provincia* Sizilien, das damals also noch keineswegs zu *bella Italia* gezählt wurde.] 146 v.Chr. wurde auch „Africa“ zu einer römischen *Provinz*, wobei es damals nur das heutige Tunesien, später auch Teilen Libyens umfaßte. Hier eine Karte der römischen Provinzen aus der Zeit Kaiser Trajans. Weiterhin galt aber auch das spezielle Amt der Statthalterschaft eines solchen Gebiets als „*provincia*“. (Entspräche das also meiner eigenen „Statthalterschaft“, in einer bereits gefestigten Provinz „Geschichte Afrikas“ ? Dafür ist meine Professur aber wohl zum Glück zu wenig territorial abgegrenzt, s.o.)

Erst unter Diocletian (294 n.Chr.) schließlich wurde die *provincia* zur territorialen Verwaltungseinheit im gesamten Reich, nicht nur in den Kolonialräumen, sondern auch im Kernraum Italiens und sogar Roms selbst. Von hier wanderte der Begriff dann in den römisch-germanischen Westen, und

zwar zuerst in der Kirche, allerdings offenbar erst im Spätmittelalter, als sich der Territorialstaat neu zu formieren begann: In Deutschland taucht das Wort „*provincia*“ (wohl aus dem Französischen) erstmals 1340 in einer Urkunde des Erzbistums Köln auf – ausgerechnet am Niederrhein, der Heimat unseres Mittelalterkollegen Körtgen. Später ging der Begriff auch auf katholische Ordensgemeinschaften und vor allem auf den säkularen Staat über. In Frankreich war das Staatsgebiet bis 1789 in Provinzen unterteilt, in **Preußen** bis 1946/47, und etwa in Italien oder den Niederlanden bis heute. Die Spanier, Portugiesen und interessanterweise auch die Briten (die im Mutterland gar keine Provinzen hatten) haben den Begriff dann auch in ihren Kolonialreichen eingesetzt. So gibt es bis heute weltweit, und insbesondere auch in Afrika, eine große Zahl von Staaten, die ihre Verwaltungseinheiten erster Ordnung bis heute *provincias* oder *provinces* nennen bzw. amtlich so übersetzen.

Das gilt auch für den **Nationalstaat Zambia**, der erst 1964 aus der britischen Kolonie Nord-Rhodesien entstanden ist. Über die Jahre habe ich einen großen Teil meiner Forschungen einer Gebiet, das heute politisch die „**North-Western Province**“ dieses Landes bildet. Im Laufe meiner Studien habe ich anhand der dieses Gebiets viel über den Wandel politische Territorialität gelernt. Dieser Wandel bezieht sich zunächst auf die Vorstellungen von dem, was ein politisches Territorium eigentlich ist – vom „Häuptlingstum“ bis zur „Provinz“. Und diese Vorstellungen waren bei den verschiedenen Akteuren höchst verschieden. Das fing damit an, daß die ersten britischen Agenten den wichtigsten Herrscher in der Region, den Herrscher der Lozi, um 1900 nach den Grenzen dessen fragten, was sie sein „Königreich“ nannten (und aus dem die Briten dann erst ein „Protektorat“ und dann eine koloniale „Provinz“ machten). Das britische Modell war dabei offenbar von Vorstellungen frühmittelalterlicher Reiche Europas geprägt: Ein zentraler Herrscher war von einem Kranz loyaler Vasallenfürsten umgeben, die ihrerseits bestimmte, ethnisch-territorial definierte Volksgruppen beherrschten. Der Herrscher der Lozi jedoch gab den britischen Agenten folgende denkwürdige Antwort: „Ich weiß nicht, was Ihr mit „Königreich“ meint, aber ich werde Euch sagen, wo meine Leute wohnen.“ Und überreichte ihnen eine lange Liste mit Flußnamen. Damit bezeichnete man inselartige Siedlungszonen in diesem ansonsten sehr dünn besiedelten Raum Zentralafrikas.

Das Modell des europäischen Territorialstaats traf hier in Zentralafrika also auf ein ganz andersartiges Modell, in dem Herrschaft über Menschen, nicht über Landflächen, entscheidend war. [Auch der Vasallenstatus lokaler Führer seiner

„Leute“ erwies sich zumindest in entfernteren Reichsgegenden als sehr viel weniger belastbar als das, was der Lozi-König behauptete und was das (idealisierte) europäische Modell vorsah. Ob ein lokaler Führer tatsächlich „Tribut“ zahlte, oder vielleicht nur diplomatische Geschenke, war oft eine Frage des Standpunkts und Zeitpunkts.] Die „Grenzen“ dieses Reichs waren folglich äußerst fluide, porös und politisch prekär.

Seitdem haben sich in NW Zambia die Ideen, was eine lokale Einheit eines Territorialstaates – wie eine „Provinz“ – eigentlich ausmacht, mehrfach verändert. Einerseits mit den Interessen und der Philosophie des kolonialen bzw. postkolonialen Staates, [(von Indirect Rule über ethnische Homogenität bis hin zu Ansätzen regionaler Selbstverwaltung). Andererseits änderte sich das Modell bzw. seine Umsetzung auch] über einen [Prozeß der Aneignung und Instrumentalisierung durch die lokalen Funktionsträger: von Chiefs bis hin zu lokalen Parteifunktionären und Beamten.

Der] Aushandlungsprozeß zwischen Zentralstaat und lokalen Machträgern. Er hat auch dafür gesorgt, daß auch die konkreten Grenzen dieser Territorien sich weiterhin ständig verändert haben. Es dauerte über 50 Jahre, bis sich die heutige „North-Western Province“ herausgebildet hat, und der Prozeß einer unentwegten Umgliederung, Abspaltung, Neugründung und Neuabgrenzung lokaler Verwaltungseinheiten dauert bis heute an. Hier ein paar Stationen. Das gleiche vollzog sich auch auf der Ebene kleinerer territorialer Einheiten. Auf den Alltag der Bevölkerung hat sich die Existenz dieser Grenzen freilich nur teilweise und zeitweise ausgewirkt; ihre traditionell hohe Mobilität hat sich kaum durch die territoriale Ordnung des modernen Staates aufhalten oder auch nur kanalisieren lassen, zumal er selbst die Mobilität wollte, z.B. in Form der Wanderarbeit. Die territoriale Ordnung erscheint hier als ein historisches Konstrukt, das keineswegs die beanspruchte Gewißheit (der Grenzen und Funktionen) produziert hat, [sondern sich als hochgradig fluide, aushandlungsbedürftig und porös zeigte. Man könnte sagen, daß sich unter der Decke neuer Inhalte faktisch die alte räumlich-politische Ordnung fortsetzte, die eher konzentrisch als flächenmäßig, eher auf wechselnden politischer Loyalitäten als auf territorialer Kontrolle aufgebaut war.]

Historiker des neuzeitlichen Europa (vielleicht auch zu Antike und Mittelalter) haben inzwischen sehr interessante Studien zur Geschichte territorialer Ordnung aus der Mikro- und Grenzlandperspektive vorgelegt, die zu durchaus vergleichbaren Ergebnissen kommen (z.B. Medick und Lüdtko, Etienne François). Aber Beispiele aus der Geschichte Afrikas sind, so möchte ich

behaupten, immer wieder besonders instruktiv. Sie zeigen, wie widersprüchlich und umstritten scheinbar universale Modelle politischer oder sozialer Ordnung in Deutung und Umsetzung waren, zumal wenn sie im kolonialen Kontext oktroyiert wurden: [teils katastrophale Auswirkungen, aber auch Aneignung, Übersetzung und Interpretationswandel, Kontinuität älterer Modelle und Instrumentalisierung für handfeste „moderne“ Interessen, Ambivalenz und Pluralität der Deutungen – all dies kann hier besonders genau beobachtet werden, zumal diese Prozesse hier deutlich jünger sind und deutlich schneller abliefen als in Europa.] Außerdem waren im modernen Afrika die wissenschaftliche Definitionsversuche und ihre praktische Anwendung immer wieder besonders eng verknüpft – ein Grund mehr, daß gerade wir Wissenschaftler unsere Begriffe kritisch reflektieren. [Das gilt auch für die ganz großen räumlichen Einheiten, nach denen wir unser Wissen (und unsere Vergleiche) kategorisieren. Dabei sind doch „Afrika“ wie „Europa“ keineswegs seit langem feststehende „Provinzen“ der Welt, sondern erst im Laufe der Zeit – und vor allem in Interaktion miteinander – erst zu einem Begriff und Bewußtsein ihrer selbst gekommen: von der römischen Provinz zum „Kontinent“ als scheinbar „natürlicher“ Einheit.]

2. Der Machtaspekt von Begriffen und Konzepten, gerade auch des Begriffs der „Provinz“, führt uns zur zweiten Herausforderung der Geschichte Afrikas: Sie öffnet uns **Blicke in die Peripherie, und aus ihr heraus.**

„Amtliche“ Machtausübung stand, wie oben ausgeführt, schon am Beginn der Geschichte des Begriffs „Provinz“. Zu seiner klassischen Bedeutung gelangte der Begriff im Kontext der imperialen Expansion des römischen Reichs, später der frühneuzeitlichen und schließlich der kolonialen Reichsbildungen. Bei aller Betonung der Fläche (Territorialität i.e.S.) behielten diese Reiche eine konzentrische Ordnung, mit einem fundamentalen Gefälle zwischen Zentrum (Residenz, Hauptstadt) und „Provinz“ [(auch wenn Rom am Schluß selbst *provincia urbana* wurde). Nach Afrika hinein, dessen Nordzipfel einst innere (prokonsularische, dann senatorische) Provinz Roms war, breiteten sich im Laufe der Neuzeit nach und nach Handelsstützpunkte, dann formelle Provinzen, und schließlich wieder informelle Dependancen verschiedener Kolonial- und Weltmächte aus – sowohl Staaten als auch Unternehmen.] Schon durch seine historisch gewachsene Position wird aus dem Blick auf Afrika immer auch schnell eine Perspektive der Peripherie.

Kein Wunder, daß auch innerhalb Afrikas kleine Orte, abgelegene Räume und subalterne Gruppen bei Afrikahistorikern (einschließlich meiner selbst) mehr Aufmerksamkeit gefunden haben als anderswo. [Natürlich hatte das auch etwas damit zu tun, daß städtische Agglomerationen – bei insgesamt geringer Bevölkerung – in großen Teilen Afrikas bis zum 20. Jahrhundert seltener und weniger dauerhaft waren als etwa in Asien. Dem setzte Basil Davidson sein Buch über die „lost cities“ Afrikas entgegen (orig. 1959), während Jan Vansina die Geschichte einer „lost corner“, nämlich des inneren Kongobeckens, schrieb (1982, 1990) – beide mit einer gewissen Trauer um verlorene „afrikanische“ Kulturen versetzt.] Andere wendeten sich der Unterentwicklungstheorie, dann den Themen der *subaltern studies* zu: d.h. der Frage, inwieweit „Dörfer“ statt „Königreiche“ (Omer-Cooper,), ländliche Peripherien statt urbane Zentren, Bauern und Buschkämpfer statt Lohnarbeiter oder Bildungseliten entscheidende Ausgangspunkte historischen Wandels waren und wesentliche Einsichten in das Wirken staatlicher Macht und des globalen Kapitalismus geben können. Wieder andere, wie auch ich selbst, verlegten sich auf lokal- und mikrohistorische Ansätze. [„The world and a very small place. A history of globalization in Niimi” (Wright, ²2004) ist eine beispielhafte neue Mikro-Historie einer kleinen Insel im Gambia-Fluß von 1450 bis heute.] Sie wollen zeigen, daß auch scheinbar abgelegene Orte und Regionen Afrikas oft eine lange Geschichte globaler Verflechtung hinter sich haben. Aber aus ihrer Perspektive sieht diese Geschichte oft recht anders aus, unerwartete Ansichten, auch Abgründe von Macht und Moderne tun sich auf, etwa im Kontext kolonialer Herrschaft. Die Provinz ist nicht selbstgenügsam, sondern untrennbares Gegenstück der Metropole.

[Natürlich kann und sollte man eine solche provinzielle Perspektive auch für Afrika durch Untersuchungen zu Großstädten (oder z.B. deren Vorstädten), zu ganzen Staaten (oder Provinzen), oder zu Eliten unterschiedlichster Art einnehmen. Mir selbst sind in meiner bisherigen Forschung freilich die periphereren Regionen und Lebensbereiche näher gewesen. Nicht wegen eines ungestörteren Blicks auf das vermeintlich Ursprüngliche, sondern weil mich die dort mögliche, besondere Dezentrierung des Blicks auf das vermeintlich Vertraute immer gelockt hat. Meine vielen Jahre in Berlin waren immer kontrastiert mit meinen Reisen in abgelegene Gegenden Zambias oder auch Tanzanias, und auch mit historisch-geographischen Erkundungen in der Mark Brandenburg. Heimat wurde all dies zusammen. Nun bin ich in Bayreuth, und freue mich jedesmal, wenn ich auch hier den roten Adler sehe, der in

Brandenburg noch an fast allen Vorkriegshäusern hängt: als Schild der vormaligen Provinzialbrandkasse.]

Was aber können wir speziell aus der Perspektive der Provinz erfahren ? Zum einen, wie weitreichende Verflechtungen und wie Versuche zur Ausbreitung und Durchsetzung zentraler Macht sich durchsetzten und wirkten. So bedeutete die Ausbreitung von Territorialität auch: Raumplanung von oben, Zwangsumsiedlung, Experimente mit Formen totaler Kontrolle bis hin zum *concentration camp*. Foucault'sche Ansätze zu den Verästelungen der Macht finden bei autoritären kolonialen und nachkolonialen Regimes Afrikas ein reiches Anwendungsfeld (z.B. Fourchard). Bilder: **Steuergefangene**, **Messengers Parade**, **Provincial Staff**. (Gemälde von Stephen Kappata; vielleicht eine subversive Tendenz, wie die Funktionsträger geradezu völkerkundlich aufgereiht sind ?) Jedenfalls war es so, daß die „Logik“ der Kontrolle sich in Afrika kaum irgendwo ungebrochen umsetzte (ohne daß das ein Grund zur Erleichterung wäre).

Zum andern erfahren wir aber auch etwas über die Reaktionen der betroffenen „Provinzler“. [In der von mir untersuchten Nordwest-Provinz Zambias blieben die düsteren Wirkungen vorkolonialer Weltmarktintegration und kolonialer wie nachkolonialer Repression vergleichsweise begrenzt.] Nach „primärem“ Widerstand gegen die Kolonisierung trat im Laufe des 20. Jahrhunderts eine andere, aber ebenfalls charakteristische Reaktionsform der „Provinz“ in den Vordergrund. In den 1950er Jahren verbreitete sich [offenbar durch einen Artikel des „Central African Examiner“] für die Nordwest-Provinz der Beiname „*Cinderella Province*“ (**Aschenputtel**provinz). [Der Ausdruck verbreitete sich in Windeseile und wurde sehr schnell von] Unabhängigkeitsaktivisten und politischen Vertreter der Provinz griffen diesen Begriff sehr schnell auf. Von „Aschenputtel-Provinz“ wurde, und wird bis heute, gebetsmühlenartig gesprochen, wenn es darum geht, den Zentralstaat (erst den kolonialen, dann den nachkolonialen) aufzufordern, mehr für die Entwicklung dieser abgelegenen, armen und vernachlässigten Region zu tun und sie ihren reicheren Schwestern gleichzustellen (z.B. Times of Zambia 12.5. 2008). „Provinz“ bekommt hier also eine ganz besondere Bedeutungsnote: Sie wird als Gebiet dargestellt, das nicht einfach nur peripher ist, sondern zugleich einer größeren Einheit zugehört – der Gesamtkolonie und sogar dem Kolonialreich, dann dem Nationalstaat. Aus dieser Zugehörigkeit werden dann Ansprüche auf einen größeren Anteil am realen und symbolischen Gesamtkapital abgeleitet. Im Falle Nordrhodesiens/Zambias waren solche Ansprüche nie ganz aussichtslos, weil es

phasenweise tatsächlich etwas umzuverteilen gab (vor allem die Einkünfte aus Kupfer, dem Hauptexportprodukt des Landes). Außerdem ragt die Nordwestprovinz weit in die benachbarten Krisenregionen Kongo und Angola hinein, sodaß einige Aktivisten mehr als einmal versteckt damit drohen konnten, sich ggf. einem Nachbarstaat anzuschließen. [So gab es etwa zu Zeiten Moise Tshombés, des Führers der Katanga Sezession im Kongo (1961-63), Pläne für „Vereinigte Staaten von Zentralafrika“, in denen die Nordwestprovinz eine sehr viel zentralere Position eingenommen hätte als in Zambia.]

Nicht unbedingt mehr Autonomie, sondern Streben nach mehr Zugehörigkeit war also ein treibendes Motiv politischer Aktivisten der Nordwestprovinz. Hier wie anderswo in Zentralafrika gibt es seit den 1930er Jahren eine lange Geschichte ländlicher Protestbewegungen, die von Bauern und lokalen Intellektuellen getragen wurden und letztlich dieses Ziel verfolgten. Wechselnden ideologischen Konjunkturen folgend, artikulierten sie sich teils ethnisch, teils parteipolitisch, teils pädagogisch-kulturell und teils religiös. Die Führer waren dabei oft die selben und wechselten nur ihr Etikett. Sie trugen u.a. entscheidend dazu bei, daß die Nordwest-Region [erst (1941) aus der oben erwähnten Lozi-Provinz (heute Western Province) herausgelöst und dann] (1946/ 1953) zu einer eigenständigen Provinz wurde. Gerade um diese Zeit nannte sich eine lokale Protestbewegung, von der ich schon einmal auf einer früheren Tagung hier in Bayreuth berichtet habe, interessanterweise „Die Weltleute“ (hier einige Veteranen). Der Name erklärt sich wahrscheinlich daraus, daß sie ihre Ansprüche aus von ferne rezipierten Werten universalistischer Art begründete, aus einem Streben nach Teilhabe an einer Welt der Demokratie, der Gerechtigkeit, der Gleichheit und der Menschenrechte. In all diesen Werten steckten kritische Bezüge zur Realität des Kolonialstaats der Zeit.

[Auch in Afrika läßt sich also das Anliegen verfolgen, „subalterne“ Peripheriebewohnern nicht nur als Opfer, sondern als handelnde und denkende Akteure zu betrachten.] Viele der von städtischen Intellektuellen eher gering geschätzten bäuerlichen und religiösen Bewegungen haben also schon lange ein weit über das Provinzielle hinausreichendes politisches Bewußtsein entwickelt [und auf ihre Weise am globalen Prozeß der Moderne mitgewirkt (Chakrabarty 1993).]

[z.B. auch Tanzania u.a.: Prophetische Bewegungen als Bestreben nach Teilhabe an, als Entwurf von Welt – auch und gerade in der Konkurrenz der Religionen (z.B. Christentum/Islam).]

[Die Geschichte Afrikas als Weltprovinz verweist also in besonders nachdrücklich auf das scheinbar Periphere:] Die Perspektive von Peripherie als Machtverhältnis und als politisches Projekt, das „von oben“ wie „von unten“ betrieben werden kann, führt nun gleich

3. zur dritten Herausforderung: der **Offenheit von Geschichte**, die die Geschichte Afrikas in besonderem Maße verdeutlicht.

Das schon erwähnte Aschenputtel-Bild transportiert nämlich u.a. auch ein bestimmtes Verständnis historischer Zeit, das man ungefähr wie folgt übersetzen könnte: Es gab eine glücklichere Epoche, in der die Region mehr Wohlstand, Anerkennung und Zentralität genoß als in der trüben Jetztzeit. Es kommt darauf an, diese gute Zeit wiedererstehen zu lassen oder zu neuer Erfüllung auf höherer Ebene zu gelangen. Man könnte vielleicht feststellen, daß hier ältere, eher zyklische Geschichtsvorstellungen mit millenaristischen Endzeiterwartungen zusammenfließen, die mit der Christianisierung in Afrika (mehr noch als in Europa) sehr populär wurden. Solche Bilder lassen sich in der Tat aus vielen Geschichtsdarstellungen afrikanischer Intellektueller des 20. Jahrhunderts herauslesen, hier wie in vielen anderen Teilen Afrikas. Vergleiche mit Rückwärtsprojektionen „besserer“ Vergangenheit in Europa, auch räumlicher Art, wären hier interessant. Intellektuelle der Nordwestprovinz Zambias z.B. suchten zeitweise Trost und Stärke in einer vermeintlichen Zugehörigkeit zum berühmten Lunda-Reich, mit Kern im heutigen Südwest-Kongo. Auch für Nürnberg und das heutige Franken, also den vormaligen **Nordgau des mittelalterlichen Herzogtums Bayern**, ist von Lokalhistorikern manchmal ein Ursprung in der Provinz Noricum des ruhmreichen römischen Reiches erträumt worden – obwohl jene eigentlich nach Norden hin an der Donau endete. (Danke, Herr Weiß, für diesen Hinweis; hoffentlich habe ich ihn halbwegs richtig wiedergegeben). Aber das ist wohl doch ein etwas weit hergeholter Vergleich. Immerhin hat Bayreuth dann in der Tat ein beachtliches Auf und Ab von Zentralität und Provinzialität erlebt.

Mittlerweise hat sich aber in Afrika ebenso wie in Europa das lineare Fortschrittsdenken verbreitet. Spätestens seit dem 19. Jahrhundert war der Kontinent weltweit eines der wichtigsten Felder von Projekten wie „Zivilisierung“, „Modernisierung“, und „Entwicklung“, die teils mit massiven Investitionen und Interventionen betrieben wurden. Andererseits waren solche Projekte gerade in Afrika immer wieder von der Erfahrung des Scheiterns oder

der Zweckentfremdung, der kollateralen Marginalisierung oder der episodischen Katastrophe begleitet. Solche Erfahrungen, aus denen dann immer wieder die erstaunlichsten neuen Aufbrüche entstanden, haben das Geschichtsbewußtsein Afrikas ebenfalls in starkem Maße geprägt: „Erst unseren Kindern wird es vielleicht einmal wieder besser gehen“ ist ein Satz, den ich oft gehört habe. Für eine „Geschichte der Zukunft“ bietet Afrika also ebenso reiches Anschauungsmaterial wie für die Frage, was eigentlich passiert, wenn eine Pluralität unterschiedlicher Geschichtskulturen nebeneinander bestehen und miteinander konkurrieren. Gutes Anschauungsmaterial dafür bieten lokale Historiographien, biographisch gefaßte Erinnerungen oder auch Erinnerungsorte, mit denen ich mich verschiedentlich beschäftigt habe und noch beschäftigen möchte.

Die Stichworte „Pluralität“ und „Geschichtskulturen“ bringen mich

4. zur vierten und letzten Herausforderung der Geschichte Afrikas: sie steckt, so meine ich, in der **Vielfalt der Geschichten** und in der damit verbundenen **Vielfalt der Methoden**

Im eingangs schon erwähnten Konversationslexikon von 1905 heißt es über die „Provinzialgeschichte“: „Für die Abgrenzung jener kleinern Gebiete [die die Provinzial- oder Landesgeschichte erforscht - AvO] kommt weniger die moderne und frühere politische Einteilung als die kulturelle Gleichartigkeit eines Landesteils (Provinz) in Betracht...“ Die Idee einer „kulturellen Gleichartigkeit“ ist zur Rechtfertigung fast aller politischen Provinzbildungen bemüht worden, von der römischen Provinz Africa (146 v.Chr.) bis zur Nordwestprovinz Zambias (1953 n.Chr.). Hier wie dort aber war und ist diese Gleichartigkeit in der Praxis nur schwer einzulösen. Gerade aufgrund ihrer peripheren Lage scheint die Provinz in besonderem Maße uneins über die eigene Geschichte und damit die eigene Identität zu sein.

Lokale Intellektuelle und Chiefs der beiden Hauptgruppen in Nordwest-Zambia, der Lunda und der Luvale, haben sich in den 1950er Jahren redlich darum bemüht, wie erwähnt, durch Bezug auf das Lunda-Reich eine gemeinsame historisch-dynastische Grundlage für ihre Provinz herzustellen. Aber dies mündete nur allzu rasch in ein politisch-tribalistisches Hickhack, in dem alle Seiten versuchten, ihre Geschichtsversion durchzusetzen. Hier **einige Protagonisten**. Seit den 1970er Jahren entbrannte unter ihnen eine Schlacht der ethnischen Geschichtsbücher. An sie schloß sich eine bis heute andauernde

Schlacht der ethnisch-kulturellen Festivals an, die in dieser multiethnischen Region öfters in physischer Gewaltanwendung enden (z.B. 1999). Es gibt aber auch andere Stimmen. Dorfälteste erzählen lieber ihre Dorfgeschichten, in denen viel von Erstsiedlern, rituellen Experten und Gefolgsleuten die Rede war, aber kaum von Ethnizität und Chiefs. [Trotzdem gibt es auch unter ihnen oft handfesten Streit über diese Erzählungen, z.B. weil Nachbarn eher sich selbst als Erstsiedler betrachten.] Wieder andere Bewohner der Provinz zeigen sich an lautstarken Auseinandersetzungen um „traditionelle Geschichte“ völlig desinteressiert. Sie betreiben stattdessen [teils mit Unterstützung aus Übersee,] eine stille christliche, manchmal sogar muslimische, Bekehrungsarbeit, die vor allem einen radikalen Bruch mit der als „heidnisch“ angesehenen „Welt der Traditionen“ verlangt. [Oder sie erzählen die Geschichte ihres auf Erziehung und Fleiß basierenden Kampfes um den Aufstieg in die Moderne.]

Sicher werden Ihnen vergleichbare Auseinandersetzungen um Geschichte und Identität in hiesigen Provinzen einfallen. Leider kann ich hier nicht weiter darauf eingehen, warum solche Auseinandersetzungen in manchen Orten und Zeiten so besonders heftig ausfallen. Gar nicht eingehen kann ich auch auf die neuerwachte Vielfalt historischer Erzählformen und –medien in anderen Milieus Afrikas – in den Städten, an Gedenkstätten, in der Kunst oder auch in der Geschichtswissenschaft. Der Auf- und Ausbruch aus der Orthodoxie der nationalistischen Geschichtsschreibung der 1960er und 70er Jahre und wird von jüngeren afrikanischen Historikern wie Mamadou Diouf (2000) als wichtigste Herausforderung einer Geschichte Afrikas im Zeitalter der Globalisierung verstanden. Aber Globalisierung heißt hier nicht: Vereinheitlichung, sondern vor allem Vielfalt, Heterogenität, vielleicht auch neue Fragmentierung.

Ehe ich mit damit auf den Anfang und zugleich das Ende meines Vortrags zurückkomme, möchte ich noch die praktische Herausforderung nennen, die sich aus der Vielfältigkeit der Geschichte Afrikas ergibt: Sie erfordert nämlich ein besonderes Sensorium, um auch schwächere Stimmen hörbar zu machen; ein besonders breit gefächertes Methodenarsenal, um der Vielfalt möglicher „Quellen“ gerecht zu werden; besondere Kreativität und sogar „Bricolage“ (Basterei [wie bei den Bedford-LKWs und den Kampfwagen, von denen wir letzte Woche hörten]), um Methoden unterschiedlicher disziplinärer Herkunft und Logik miteinander zu kombinieren. Die Frage „wie können wir wissen?“, auf der z.B. Elisio Macamo hartnäckig besteht, ist für Afrika und speziell für die Geschichte Afrikas eine besonders schwierige.

Wenige Beispiele müssen genügen:

- Die als klassisch geltenden (d.h. schriftlichen) Quellen müssen im Falle Afrikas oft erst einmal erschlossen werden; nichtoffizielle Archive (hier das Missionsarchiv des Missionsordens vom Heiligen Geist bei Paris) und teils miserable Aufbewahrungsbedingungen (Timbuktu 2004) stellen hohe Ansprüche an Geduld und Geschick;
- Orale, sprachliche, visuelle oder literarische Quellen, Artefakte, neuerdings auch audiovisuelle Medien spielen eine große Rolle (wie hier in Bagamoyo); sie erfordern den Aufbau persönlicher Beziehungen und besonders sensible Techniken interkultureller Textinterpretation (bei denen die Kooperation mit den entsprechenden Nachbardisziplinen wichtig ist);
- Die Erschließung solcher Daten erfordert Feldforschungsmethoden, und zwar einerseits ein Sich-Einlassen auf sehr lokale Situationen und Sprachen und andererseits einen häufigen Wechsel zwischen sehr unterschiedlichen Milieus (erst Kirche, dann Moschee in Bagamoyo), nicht nur dann, wenn es um die Geschichte von Mobilität und Verflechtung geht [wie beim „multisited research“ der Ethnologen]; nicht immer sind Afrikahistoriker dabei so „automobil“ wie in den Vorträgen der vergangenen Woche
- Wenn Ethnologen heute historische Quellen ethnographisch lesen (so Georg Klute vergangene Woche), dann halten Afrikahistoriker das eher umgekehrt; das Gegeneinander- oder auch Zusammenlesen ethnographischer Daten und von Archivquellen (Interview und Text: Lange), der Aufenthalt im Grenzbereich der Wissensprovinzen „Historyland“ und „Anthropologyland“ (vgl. Romero 1982), also in dem Bereich, der hierzulande „Historische Anthropologie“ genannt wird, gehört für mich zum Alltag des Afrikahistoriker/in.
- Gerade afrikahistorische Arbeiten können kaum ohne intensive Zusammenarbeit mit Partnern, zunehmend auch Akademikern, aus Afrika zustandekommen (im Staatsarchiv Hamburg mit Prof. Umar). Zugleich werden unsere Arbeiten zunehmend auch in Afrika zur Kenntnis genommen und kritisch hinterfragt (Frauen in Kabompo). Der Aufbau ausgewogener Beziehungen zu diesen Partnern ist eine besonders wichtige und zugleich schwierige Herausforderung.

- Aus diesen Punkten ergeben sich im übrigen besondere Anforderungen an die wissenschaftliche Ausbildung, z.B. durch **Lehrforschungen**, und ein besonderer Zeitaufwand und Grad an Unvorhersehbarkeit in der Forschung.

Fazit: Provinzgeschichten Für eine Historiographie Afrikas in der Welt (zugleich ein einfacherer Titel!)

„Provinzgeschichten“ erfreuen sich in der deutschen Öffentlichkeit wachsender Beliebtheit. Hier eine **kurze Umschau im Web**. Daneben finden historische Kriminalromane und Biographien reißenden Absatz. Soll auch die Geschichte Afrikas – natürlich in etwas seriöserer Form – dieses wiedererwachende Interesse am Partikularen und Besonderen bedienen ? Wie manchmal in der Wissenschaft wäre meine Antwort ein entschiedenes Jein.

(Provinzgeschichten Für eine Historiographie Afrikas in der Welt)

Afrikahistorische Forschung produziert eine faszinierende Vielfalt historischer Erzählungen. Es sind insofern „Provinzgeschichten“, als sie von der enormen Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Erfahrungen mit der Moderne in diesem weitläufigen Kontinent erzählen. Sie stellen vermeintlich universale Begriffe und weltgeschichtliche Zäsuren in Frage. Sie tragen zur Auflösung der großen, in Europa entstandenen *master narratives* bei und zeigen, daß „Moderne“ an vielen Orten der Welt in vielen unterschiedlichen Formen gemacht wurde, und wird – auch in Afrika (Feierman)

Aber was kommt dann ? Die Auflösung etablierter Muster und die kreative Vielfalt konkurrierender Erzählungen bringen nicht unbedingt Harmonie mit sich, sondern oft – gerade in Afrika – auch Ungewißheit, Fragmentierung und sogar Gewalt. Die Suche nach neuen historischen Synthesen, jenseits der partikularen Perspektiven, bleibt überall auf der Tagesordnung – in Afrika selbst wie hier bei uns, unter sogenannten Laien wie unter sogenannten Profis.

Wie könnte für uns als akademisch gebildete Historiker eine Synthese aussehen, die den „Provinzgeschichten“ weder einen neuen „*master narrative*“ überstülpt (wie z.B. „Globalisierung“), noch einfach zu Erzählungen des jeweils erklärt. Die Antwort scheint mir darin zu liegen, immer wieder die Wechselbeziehungen zwischen den unterschiedlichen Erzählungen aufzudecken. Die Geschichte Afrikas, Europas und der übrigen Welt ist, wie Randeria und Conrad (2002) das

genannt haben, seit langem eine „geteilte“ Geschichte, und zwar im doppelten Sinne. D.h., sie verlief unterschiedlich, brachte massive Ungleichheiten, und war dennoch immer wieder intensiv aufeinander bezogen, gegenseitig verflochten und bedingt. Das gilt, wie gesagt, sogar für die kognitiven Konzepte, mit denen wir diese Erfahrung zu fassen und zu erklären versuchen. Wir werden also weiterhin Geschichte im Plural schreiben müssen, auch innerhalb Afrikas und Europas. Aber wir sollten das, wie es Natalie Zemon Davies (2001) formuliert hat, im Sinne von „*history with a global consciousness*“ tun.

Aus dem Begriff der „Provinz“ läßt sich, so scheint mir, diese Synthese von Pluralität und Wechselbeziehung, von Machtgefälle und Perspektivumkehr gut ableiten. Die Geschichte Afrikas als Weltprovinz zeigt, daß sich auch die Geschichte Europas zu ihrem eigenen Gewinn „provinzialisieren“ lassen kann.

Vielleicht könnte sogar Bayreuth etwas leichter, spielerischer mit dem Begriff „Provinz“ umgehen, wenn er solchermaßen dialektisch und weltzugewandt verstanden wird. Ermutigende Ansätze dazu habe ich z.B. in der örtlichen Presselandschaft entdeckt (Titelblatt „Pampa - wegweisendes magazin für bayreuth“ – bitte nicht als Schleichwerbung zu verstehen !)

Mit diesem eher spielerischen Hinweis, der nicht als Schleichwerbung gemeint ist, möchte ich zum leichteren Teil des Abends überleiten. Wir haben für Sie Produkte einer ganzen Reihe von Weltprovinzen bereitgestellt, an denen Sie sich stärken, erfrischen und unterhalten können. Danke für Ihre Aufmerksamkeit, und noch einen schönen Abend !